

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 34.

Dienstag den 10. Februar 1903.

18. Jahrgang.

Berliner Brief.

Von A. Silbus.

Redakteur verboten.

Spekulation auf Dummheit. — Uberglaube in Berlin. — Der Kampf ums Majorat. — Aga.

UR. In Goldminen spekulieren ist gefährlich, in Baurterains nicht minder. Das Ausbeuten eines Patentes kann dazu führen, daß man selber ausgebeutet wird, und Lotteriespielen kostet Geld und bringt sehr selten etwas ein. Nur eine Spekulation trägt ein, die auf die Dummheit der Menschen und eine Ausbeutung bringt immer reichlichen Gewinn, die Ausbeutung der Intelligenzlosen. Schafe scheinen eben dazu bestimmt zu sein, geschoren zu werden. Ich könnte mit noch mehr Gemeinplätzen und Sprichwörtern aufwarten, könnte mit dem lateinischen mundus vult decipi, die Welt will betrogen werden, aufwarten, aber Sie glauben mir ohnehin, und wenn Sie mir nicht glauben, dann habe ich nur nötig, Sie zu bitten, den Bericht über die Prozeßverhandlungen wider Rardenfötter und Genossen durchzulesen. Diese Veltüre wird Sie belehren. Ein unverdächtigter Schwindler, ein gewissenloser Charlatan hat auf Grund dieser beiden Eigenschaften ein jährliches Einkommen von 160 000 Mark, vielleicht noch mehr. Er nimmt den Mund voll, verspricht den Leuten das Blaue vom Himmel herunter, und siehe da, er findet Stimpel, die ihm auf den Bein gehen, in Massen. Im allgemeinen würde ich den Leuten, die auf solch handgreifliche Schwindelereien hereinfallen, wenig Mitleid entgegenbringen, denn Gott gab uns den Verstand, auf daß wir ihn gebrauchen, aber es waren Kranke, die nach einem Rettungsanker griffen und das entschuldigt sie einigermaßen — wenn auch nicht ganz. Des Kurpfuschers Handlungsweise erscheint aber in um so trüblicherem Lichte. Leider scheint es so, als sei das Kurpfuschertum nicht auszurotten. Einmal ist unsere Gesehgebung sehr weimächtig und nur selten gelingt es, von Gerichtswegen einem der Kurpfuscher beizukommen, dann aber ist dieses nichtstündige Gewerbe so lohnend und wird vom Publikum so unterstützt, daß jeder verurteilte Kurpfuscher vergnügt weiterarbeitet und noch Konkurrenz erhält. Man sollte es nicht für möglich halten, Leute, die nicht eine silberne Taschenuhr von jemand anders reparieren lassen würden, als von einem gelehrten Uhrmacher, vertrauen ihren kranken Körper irgend einem beliebigen Halunken, der nichts gelernt hat und nichts versteht. Den Ärzten, die jahrelangen Studien obgelegen haben, bringt man Mißtrauen entgegen und gescheiterten Existenzen aller Art kommt man mit blindem Vertrauen entgegen. Die Macht der Finsternis ist noch sehr groß, auch in unserem lieben Deutschland, Uberglaube und Unbildung triumphieren immer noch. Daß das Kurpfuschertum und der Geheimmittelschwindel in der „hellen“ Reichshauptstadt besonders blühen, weiß jedermann, die hiesigen Zeitungen wimmeln von darauf bezüglichen Inseraten.

Berlin ist ja überhaupt das Feld für allerlei dunkle Operationen und Geschäfte, hier glaubt so mancher im Trüben fischen zu können. Aus den Blättern ist Ihnen bekannt, daß man ähnliches von der Gräfin Wessierski-Kowleski behauptet. Sie soll, so sagen ihre Verwandten, hier in Berlin eine Komödie gespielt haben, wie sie sonst nur in alten englischen Familienromanen geschildert wird. Sie soll, um ihrer Familie die Majoratsgüter zu erhalten, die Geburt eines männlichen Erben vorgetäuscht haben. Es spricht vieles gegen sie. Ihr relativ hohes Alter bei der Geburt des Sohnes, die eigentümlichen Umstände, unter denen sich das „freundliche Familienereignis“ vollzog, das enorme Belastungsmaterial, das zusammengetragen wurde, um nachzuweisen, daß der Majoratserbe ein untergeordnetes Kind sei. Und doch — obgleich die Organe der öffentlichen Meinung mit Mitteilungen über dieses Belastungsmaterial förmlich übersättigt werden, vermag ich an die Schuld der Gräfin nicht zu glauben, oder, um mich vorsichtiger auszudrücken, ich glaube nicht, daß es zu ihrer Verurteilung kommen wird. Schon einmal ist die Affäre von sieben preussischen Richtern und dem Senate eines Oberlandesgerichtes geprüft worden, in einem Zivilprozeß, und das Gericht hat zugunsten der Gräfin bezw. ihres Sohnes geurteilt. Und dann — man muß wissen, daß im Auftrage der interessierten Verwandten Privatdetektive tätig waren, um Beweise gegen die Gräfin herbeizuschaffen, und ich habe gegen Privatdetektive ein gewisses Mißtrauen. Ueber ihre Geschäftsführung ist in den letzten Tagen soviel in die Öffentlichkeit

gedrungen, „dodas“ dieses Mißtrauen nur zu gerechtfertigt erscheint. Es klappert mir alles viel zu gut, und es empfiehlt sich daher, die Gerichtsverhandlung abzuwarten, die hoffentlich Klarheit in die verwickelten Vorgänge bei diesem Kampf ums Majorat bringen wird.

Schwerlich aber wird Klarheit darüber gewonnen werden, was es mit „Aga“ auf sich hat. Im Passage-Theater erzeugt eine „Illusion“ Aufsehen. Ein junges Mädchen erhebt sich auf Kommando wagemutig in die Luft. Man zieht einen Reigen über sie hinweg. Man sieht die auf der Bühne agierenden Personen hinter ihr vorbeigehen, Spiegelbilder und ähnliche Hilfsmittel scheinen ausgeschlossen, und so denkt man vergeblich darüber nach, wie dieser Trick ausgeführt wird. Es soll ein Preis von 5000 Dollars für den ausgelegt sein, der dahinter kommt, wie es gemacht wird. Ich habe so eine Ahnung, als würde ich ihn nicht verdienen. Wozu auch, wenn man heutzutage Geld braucht, hat man es leichter, man kuppelt ein bißchen. (Siehe oben.) Allerdings, man muß auch das Gewissen dazu haben, und da meine Leser und ich es nicht besitzen, ist es wiederum nichts damit. Schade.

Aus aller Welt.

Berliner Steuern. Der Berliner Magistrat hat eine Erhöhung des Einkommensteuer-Buschlages auf 108 Proz. und der Gewerbesteuer auf 162 Proz. beschlossen.

Ein führerloser Motorwagen. Aus Jena, 7. Februar wird geschrieben: Ein Führer der elektrischen Straßenbahn ließ sich, als ein großes Stück außerhalb der Stadt ein Pferd vor dem Wagen schaute, verleiten, abzuspringen und bei der Verhütung des Tieres mitzuhelfen. Plötzlich setzte sich der Motorwagen rückwärts im Gange, sauste führerlos nach der Stadt zurück, durchfuhr mehrere Straßen, sprang endlich bei einer scharfen Kurve aus dem Geleise auf das Trottoir und fuhr mit furchtbarem Getöse und entsetzlichem Getöse mit den Ruffern gegen die Wand des Bürgerhauses Weichwaarengeschäfts, indem er die, ein quadratmeter großes Loch reißend, durchschlug. Im Nu war das Wohnzimmer mit Theilen der Wand und des starken total zerfallenen Mauergebälles übersät und keine Scheibe an der Vorderfront mehr ganz. Die Panik auf den Straßen und in der Bürgerischen Wohnung war eine kaum beschreibliche, doch in wunderbarer Weise niemand bei der tollen Fahrt verunglückt, auch nicht die einzige Insassin des Wagens, eine Bauerstrau, die den Juraß des abspringenden Wagenführers, zu bremsen, hatte befolgen wollen, nach der Behauptung des Letzteren aber die Kurbel in falscher Richtung gedreht hatte, so daß der Wagen anstatt zu halten, rückwärts gelaufen war.

Der Königer Mord. Nach einer Meldung der Danziger Zeitung soll es einem dortigen Arzte gelungen sein, wichtiges neues Material zu der Winterischen Mordgeschichte in Konig von einem Jungen zu ermitteln, der bisher nicht vernommen worden ist. Die Mitteilung führt angeblich zum Theil auf ganz neue Spuren.

Attentat auf einen Jua. Auf den Expresszug Paris-Brüssel wurde am Samstag Abend beim Passiren des Weichbildes der Stadt ein Revolvergeschuß abgegeben, der die Scheiben eines Wagenabtheils zertrümmerte. Zwei Personen, unter denen sich der Deputirte Bruß befand, wurden durch Glassplitter verletzt.

Fabrikbrand. In Tivremont wurde eine Lederfabrik durch eine große Feuerbrunst vollständig zerstört. Der Schaden ist bedeutend.



GERICHTSSAAL

Strakammer-Sitzung vom 6. Februar 1903.

Eine minderjährige Kuh.

Der Händler Arthur Hollgarten von Winkel kaufte eines Tages im September v. J. in Johannsberg eine Kuh, von der der sie behandelnde Tierarzt annahm, daß sie einen Nagel oder eine Nadel in sich aufgenommen habe, welcher sie quäle und auch insofern, als er sich dem Herzen bei Bewegungen näherte, ihr Leben bedrohe, für 100 Mark noch ließ er das Stück Vieh holen, kaum jedoch war dasselbe in der Nähe seines Zieles angelangt, da begann es in die Breite zu gehen, legte sich nieder und der Tagelöhner, früherer wegen einer Pflichtwidrigkeit entlassene Fleischbeschauer Wendelin Dorn von

Winkel schlachtete das Thier, zog ihm die Haut ab und zerlegte es, weil man seine baldige Verwendung glaubte befürchten zu müssen. Gegen Mitternacht noch wurde dann zu dem Tagelöhner Friedr. Reiter geschickt, welcher das ganze Fleisch für 40 Mark, einen Theil davon jedoch einem Bekannten als Hundefutter gab. Mit Rücksicht darauf, daß dieser Bekannte später erklärte, das Bauchfell sei mit eitrigem Auswurf überzogen gewesen und sein Hund, welcher von dem Fleische gefressen habe, sei darauf unspätlich geworden, nahm die Anklagebehörde, zu deren Kenntniß bald das Vorkommniß gebracht wurde, an, daß es sich um ein tuberkulöses Stück Vieh gehandelt habe und machte den 3 betheiligten Personen den Prozeß wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz und Polizei-Übertretung. Der Gerichtshof erachtete den Beweis für die gesundheitsschädliche Beschaffenheit des Fleisches für nicht erbracht, die Voraussetzungen einer Nothschlachtung aber für vorliegend und belegte lediglich wegen Übertretung der Verordnung vom 1. Juli 1892, d. h. wegen Verwerthung von Fleisch, bevor dasselbe untersucht sei, die 3 Angeklagten mit je 10 Geldstrafe.

Geldsäckliches.

Geldsäcke, die sich vor Schäden bewahren wollen, müssen Adolf Denge's „Illustrirten Anzeiger für Contor und Bureau“ (Leipzig, halbjährlich 2 Mark) halten. Interessante Mittheilungen über Betrügereien und Fälschungen, Darlegungen über Unfallversicherungspflicht der Handlungsgehilfen, über Ausverkäufe, über das Dienstverhältnis zwischen Chef und Angestellten und zu dem allen noch ein hübsches und praktisches Taschen-Notiz- und Nachschlagebuch als Zugabe — alles das enthält die neue Nummer der genannten Zeitschrift, die jetzt in ihren 39. Jahrgang getreten ist.

Standesamt Sonnenberg-Rambach.

Geboren: Am 16. Januar, dem Ländler Johann Heinrich Dankoff zu Sonnenberg eine Tochter Eva Wilhelmine Emma — Am 16. Januar dem Maurer Philipp Karl Bach zu Sonnenberg eine Tochter Marie Karoline Martha Eleonore. — Am 16. Januar dem Maurer Emil Kraft zu Sonnenberg eine Tochter Luise Emilie. — Am 16. Januar dem Kaufmann Emil Neumann zu Sonnenberg eine Tochter Rosa Emma. — Am 18. Januar dem Wagner Karl Bierbrauer zu Sonnenberg eine Tochter Karoline Luise. Margarethe — Am 19. Januar, dem Tagelöhner Heinrich Geiß zu Sonnenberg eine Tochter Elsa. — Am 23. Januar dem Schreiner Philipp Christ zu Sonnenberg eine Tochter Emma Luise Maria. — Am 23. Januar dem praktizirenden Arzt Dr. med. Eugen Josef ein Sohn. — Am 29. Januar dem Tagelöhner Wilhelm Schmidt zu Rambach eine Tochter Frieda Wilhelmine.

Aufgeboren: Am 24. Januar der Erbarbeiter Stephan Szofer mit der Philippine Karoline Emilie Schneider zu Rambach.

Verheiratet: Am 25. Januar der Schreiber Emil Adolf Wintermeier mit der Näherin Auguste Drögesser beide zu Sonnenberg.

Gestorben: Am 17. Januar Christine Simon zu Rambach 41 Jahre. — Am 18. Januar Tagelöhner Karl Ludwig Niemann zu Rambach 40 Jahre. — Am 23. Januar Katharine Elisabeth Wissenborn zu Rambach 62 Jahre. — Am 27. Januar Eva Auguste Wilhelmine Bach Tochter des Gärtners Wilhelm Ferdinand Bach zu Sonnenberg 4 Monate. — Am 28. Januar Wilhelmine Wirth zu Sonnenberg 36 Jahre. — 29. die Landwirthin Elisabeth Herbe zu Rambach, 65 J. — 30. Januar Maurer Heinrich Schneider 2er zu Rambach 55 Jahre.

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,
E. Plümacher & Co.
72
Fogheim bei Wiesbaden (Teleph. 771).
übernimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung,
kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Atelier Stritter,
Mörkstraße 2, Ecke Rheinstraße,
hält sich zur Anfertigung von Porträts aller Art
bestens empfohlen.
6750

Die große Preisermäßigung

auf

sämmtliche Schuhwaaren

dauert noch bis Ende dieses Monats.

Wilhelm Pütz,
Bismarckring 25, Ecke Bleichstraße.



Nr. 34.

(2. Beilage.)

Dienstag, den 10. Februar.

1903

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Dereff.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Welche von ihnen ist die Hübschere?“ fragte ein Herr den Leutnant von Palmer, der, den Blick auf die beiden Mädchen geheftet, wortlos da stand.

„Unstreitig Fräulein von Brandow“, gab der Gefragte zurück; „die Vorysta ist eine liebliche Blume der Gaude, ein interessantes Mädchen, jene ist aber eine Schönheit und eine wirklich vornehme Dame.“

Die Generalin fing im Vorbeigehen die letzten Worte auf. Wieder preßte sie die Lippen zusammen, dann aber sich beherrschend, trat auch sie an den Flügel und bat die Sängerin um ein Lied. Diese verneigte sich. „Was soll ich singen?“ fragte sie und nahm eine Opernpiece zur Hand.

„O, nicht doch“, wehrte man allgemein ab, „keine Opernarien! Die können wir im Theater hören. Singen Sie uns ein Lied aus Ihrer Heimath!“

„Meine Heimath hat keine fröhlichen Lieder“, sagte die russische Sängerin, ihre dunklen Augen auf das bleiche Antlitz der Hausfrau richtend.

„Das thut nichts, singen Sie nur, man hört auch gern etwas Ernstes“, war die Antwort.

„Wie Sie wollen!“ erwiderte Fräulein Vorysta und setzte sich an den Flügel. Sie intonirte ein kurzes, schwermüthiges Vorspiel, dann begann sie. Es war ein uraltes Volkslied, niemand wußte, wieviel Generationen es schon gesungen hatten; die mächtige Altstimme verlieh der einfachen Melodie etwas Gewaltiges. Der Text war zum besseren Verständnis ins Deutsche übertragen, er erzählte von einem alten Mann, in dessen Herz sich noch einmal die Liebe geschlichen, und der sich um ein junges, schönes Mädchen bewirbt. Er raubt ihr von dem Strauß, den sie an der Brust trägt, eine Rose; darüber ergrimmt der Liebhaber des Mädchens, er geräth mit dem Alten in Streit und erschlägt ihn in zorniger Eifersucht. Der Schlußvers des Liedes lautete:

„Da lag der Freier auf der Todtenbahr,
Zu jung das Herz noch für so weißes Haar,
Auf rothe Rosen tropft sein rothes Blut,
So späte Liebe thut niemals gut.“

Die ganze Gesellschaft war todtensstill geworden. Thella wandte sich erschüttert ab, sie war kaum im Stande, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten. Dann aber ging eine Bewegung des Schreckens durch den Kreis, und Alles drängte sich um Frau von Nieben, die ohnmächtig in einem Sessel lag, leichenblaß, mit bläulich gefärbten Lippen. Als sie langsam wieder zu sich kam, glitten ihre dunklen Augen wie irre über die sie umgebenden Menschen. „So späte Liebe thut niemals gut“, murmelte sie tonlos. Thella umfaßte sie und führte sie mit sanfter Gewalt aus dem Salon: „Sie sind angegriffen, Frau Generalin; begeben Sie sich zur Ruhe, ich werde Ihre Stelle vertreten.“

Als Thella wieder zu den Gästen eintrat, wurde sie von allen Seiten mit Fragen nach dem Befinden der Generalin bestürmt, auch Leutnant von Palmer erkundigte sich eifrig und ehrerbietig nach der Dame, doch behielt sein Wesen etwas so

ruhiges, daß Thella sich im Stillen fragte: „Weiß er nicht, weshalb sie das Lied so mächtig ergriff? — — —“

Inzwischen kamen Briefe von Märchen. Sie athmeten immer dasselbe Glück, und neidlos freute sich die Schwester mit ihr. Nur fing Thella allmählich an, sich wegen Märchens Gesundheitszustand zu beunruhigen; sie klagte über Quisten und Brustschmerzen. Die freundlichen Verwandten hatten den Arzt zu Rathe gezogen; der sprach von einem zarten Körper, verordnete Ruhe, gab wenig Mittel und verbot jede Aufregung.

„Was ist das?“ dachte Thella besorgt; „zart war Märchen freilich immer, aber wie kommt sie zu Brustschmerzen, die hatte sie früher doch niemals.“ Sie schrieb einen langen Brief voll zärtlicher Sorge nach Bonn.

Die Generalin war jetzt gegen Thella mitunter nicht ganz so lebenswürdig wie sonst; sie hatte sich nach den Bewerbungen des Doktor Kresting um die reiche Destillateurstochter erkundigt und gefunden, daß Fräulein Froben die Wahrheit berichtet hatte. Seitdem kam der Doktor nicht mehr zu Frau von Nieben. Nur einmal noch begegnete ihm Thella auf der Straße, er führte eine große, hellblonde Dame mit einem dicken, rothen Gesicht am Arm, die ihn um ein Bedeutendes überragte. Die reiche Schönheit hatte sich erweichen lassen und ihm Herz und Hand, böse Zungen sagen Hand und Geldbeutel, geschenkt. Thella ging mit einem spöttischen Lächeln an dem Paar vorüber. Der Stabsarzt sah zur Seite und grüßte nicht.

Die Winterfestlichkeiten sollten in Königsberg mit einem großen Ball beschlossen werden, den das Offiziercorps des ersten Artillerieregiments in der „Königshalle“ gab. Es war ein glänzendes Fest, mehrere hundert Personen wurden zu demselben geladen, Offiziere anderer Regimenter, auch einige Herren aus der Residenz. Ein reicher Damenstolz war vertreten. Frau von Nieben in weißem Atlas sah prächtig aus, die hohe Gestalt mit dem tiefschwarzen Haar fesselte manchen der Beschauer. „Sie trägt ja Brauttoilette“, flüsterte ein Herr dem andern zu; „der glückliche Palmer! Eine Schönheit mit immensen Reichtümern hat er sich erobert!“

Thella hatte ihren Ballanzug in mattrosa farbener Seide gewählt; sie war unstreitig eine der schönsten Damen der ganzen Gesellschaft. Das schien auch Doktor Kresting zu finden, der in Gala-Uniform sich unter den Tänzern befand. Er trat auf sie zu, um sie zu begrüßen; sie hingegen machte ihm eine so gemessene Verbeugung, daß er es gerathen fand, ihr fern zu bleiben. Sie war von Tänzern umringt; um den ersten Contre bat Leutnant Palmer. Der Zufall fügte es, daß in derselben Kolonne Frau von Nieben ihr bis à bis wurde. Sie tanzte mit einem Regimentskommandeur, dessen Haar schon ergraut war. Thella begrüßte ihre Herrin sehr artig, indeß schien sich Frau von Nieben dieses Zufalls nicht zu freuen; sie sah finster aus und sprach nur das Nothwendigste, so daß der arme Oberst große Mühe hatte, seine Dame zu unterhalten. Desto vergnügter plauderte das andere Paar; Palmer fand Fräulein von Brandow hübscher denn je, und in seinem Gesichtsausdruck verrieth sich diese Bewunderung nur zu deutlich. Thella unterhielt sich

mit dem geistreichen Manne vorzüglich; sie sprach lebhaft, und ihre Augen strahlten in frohem Lächeln.

„Wie sie sich ansehen!“ dachte Frau von Nieben, immer bleicher werdend; jeder Blick, den Palmer und Thella wechselten, fuhr ihr wie ein Messer durch die Brust. Sie glich einer Statue. „Er liebt mich nicht mehr, er liebt dies Mädchen, sie hat mit ihrer Schönheit mir das einzige Herz entfremdet, für das zu leben mir werthvoll dünkt.“ Frau von Nieben tanzte nicht mehr. Ermüdung vorschützend, saß sie allein in einer Ecke des Saales. Sind die deutschen Frauen leidenschaftsloser wie die Ausländerinnen? fragte sie sich, denn in ihr, der geborenen Russin, regte sich ein Funke jener Wildheit, die in dem alten Volksliede, das sie vor Kurzem gehört, den Fischerburschen zum Messer greifen ließ. Doch sie bezwang sich und duldete ruhig die Qual zu Ende, aber in ihrem zuckenden Herzen stieg der Gedanke empor: „Sie muß fort!“

Es war spät am Vormittag des nächsten Tages, als sich Thella erhob. Reife sumnte sie eine der einschmeichelnden Walzermelodien vor sich hin, denen sie gestern im Tanze gefolgt war. Sie hatte sich prächtig amüsiert, gut geschlafen und saß nun behaglich in ihrem eleganten Zimmer am Fenster und sah zu, wie der erwachte Frühlingwind mit den Vorübergehenden sein lustiges Spiel trieb.

Da klopfte es und ein Diener überreichte ihr einen Brief, den der Postbote soeben für sie gebracht. Er war von Märchen. Wie eine trübe Wnning fiel es auf ihr Herz; sie dachte an die wankende Gesundheit der Schwester und machte sich im Stillen Vorwürfe, daß sie tanzte und sich amüsierte, während Märchen litt.

Schnell öffnete sie den Brief, er war gegen die sonstige Gewohnheit der Schreiberin nur kurz, und die eine Stelle lautete: „Nun muß ich Dir noch etwas mittheilen, was auch Dir vielleicht nahe gehen wird, obwohl wir beide es nicht ändern können. Herr von Grünow hat sich verlobt. Aus diesem kurzen Satze kannst Du erfahren, daß das Leben Deiner Schwester fortan ein anderes werden wird, als sie es sich träumte. Ich konnte es ja auch nicht anders verlangen. Es war das Glück für mich, daß ich lieben durfte; wiedergeliebt zu werden, wäre vielleicht zu viel Glück für Dein armes Märchen gewesen. Und nun ist's vorbei. Er heirathet eine schöne, stolze Dame, in einigen Wochen schon ist die Hochzeit. Gott lasse ihn sehr glücklich werden! Nur eins hätte er nicht sagen müssen. Als ihn ein Freund vom Onkel nach mir fragte, hat er die Antwort gegeben: „Mit einem Kinde spielt man, aber man heirathet es nicht.“ Das war ein grausames Wort. Wo ich ganz mein Herz hingab, da hat er gespielt. Aber ich will ihm nicht zürnen, nein, gewiß nicht; ich bete für sein Glück. Wenn er nur glücklich wird, auf mich kommt es nicht an; vielleicht überwinde ich es. Du mußt Dich nicht grämen und Dir keine Sorgen um mich machen; der Husten ist nicht gerade schlimmer geworden.“

Thella saß wie betäubt und starrte auf die Unglücksbotschaft in ihrer Hand, Thränen rollten über ihre Wangen. „Mein Märchen!“ flüsterte sie „mein armes Kind! O, ich fürchtete es, daß es so kommen würde, und Du hieltest die Menschen für so gut, wie Du selber bist. Der Glende! Sein Spiel mit diesem arglosen Kinde zu treiben. Märchen kannte die Welt nicht und nun bricht sie ihr das Herz. Und dazu ihre wankende Gesundheit. Wird sie den schmerzlichen Schlag verwinden, oder geht sie daran zu Grunde? Und noch bittet sie für ihn und sucht ihn zu entschuldigen. Ich wäre es nicht im Stande.“ Sie blickte finster vor sich hin, alle Freude war verschwunden.

Die Generalin verließ den ganzen Tag ihr Zimmer nicht; sie schützte Unwohlsein vor, und Thella blieb allein mit ihrem bekümmerten, sorgenvollen Herzen. Als Frau von Nieben nach einigen Tagen ihrer Gesellschafterin im gemeinschaftlichen Speisezimmer begegnete, sah sie erschreckend bleich aus und ihr Gesicht zeigte düstere Falten. Thellas theilnehmende Fragen beantwortete sie kurz und kühl.

Das Ofterfest kam heran und die Wintergesellschaften waren zu Ende. Es war jetzt ein einsörmiges Leben in dem Nieben'schen Hause, noch einsörmiger und gedrückt durch die täglich zunehmende Kälte der Generalin gegen Thella. Es entstanden keine unerquicklichen Szenen zwischen den beiden Damen, dazu waren sie beide zu vornehm; dennoch war für jede der augenblickliche Zustand ein äußerst unbehaglicher. Thella hoffte auf Besserung, sie schob das veränderte Wesen der Generalin auf Kränklichkeit, denn sie war sich nicht bewußt, die Generalin gekränkt zu haben. Die Briefe aus Bonn kamen spärlicher, sie waren oft kurz und klangen jedes Mal so müde und traurig, daß es der Schwester das Herz zerschchnitt. Sie antwortete jedes Mal sofort; sie schrieb lange, freundliche Briefe voll Trost und Zuversicht; aber sie schienen nicht recht zu nützen.

Da ließ die Generalin eines Morgens Thella durch den Diener zu sich bescheiden, denn das gemüthliche Zusammenleben der Damen, das ihnen vordem so wohlthat, hatte längst aufgehört. Wiederum trat das Gesellschaftsräulein in jenes Zimmer mit den dunkelgrünen Sammetmöbeln, in dem sie die Generalin zum ersten Male gesehen. Die Dame saß auf einem Sessel vor dem Schreibtische und spielte leicht mit einem offenen Briefe, den sie in der Hand hielt. „Segen Sie sich“, sagte sie kühl, auf ein entfernt stehendes Fauteuil deutend. „Haben Sie schon irgend welche Sommerpläne entworfen?“

Thella verstand die Frage nicht ganz und entgegnete ruhig: „Darüber würden Sie doch zu bestimmen haben, Frau Generalin.“

„Ah so! Nun, ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß ich einen längeren Besuch bei meinen Verwandten in Petersburg zu machen beabsichtige und dann in ein Bad gehen werde, daß der Arzt mir jedoch noch zu bestimmen hat. Ich kann Sie nach Petersburg nicht mitnehmen, und da wir uns eben trennen müssen, wollte ich mich erkundigen, ob Sie schon anderweitig über ihre Zukunft disponirt haben.“

„Sind Sie unzufrieden mit mir, Frau Generalin?“ sagte Thella bekümmert und richtete ihre ehrlichen Augen auf das wachsbliche Gesicht der ihr gegenüber Sitzenden.

„Keineswegs“, sagte diese mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit. „Ich kann Sie im Gegentheil nur empfehlen. Meine Cousine, die Frau Bürgermeisterin in D. in der Mark, schreibt mir“, fuhr sie fort, den Brief, den sie in der Hand hielt, entfaltend, „daß sie bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit die Erziehung ihrer beiden heranwachsenden Töchter nicht mehr genügend leiten kann. Die Kinder besuchen die Stadtschule, müssen aber bei den Arbeiten beaufsichtigt werden, außerdem fehlt es an einem tüchtigen Musikunterricht, auf den die Eltern viel Werth legen. Den würden gerade Sie geben können. So habe ich Sie empfohlen, und da meine Verwandten in D. reich sind, beabsichtigen sie, Ihnen dasselbe Gehalt zu geben, was Sie bei mir bekommen. Sie würden sich also pekuniär nicht verschlechtern. Darf ich meiner Cousine schreiben, daß Sie zusagen?“

(Fortsetzung folgt.)

O alte Burschenherrlichkeit!

Militärhumoreske von W. v. Trotha.

(Nachdruck verboten.)

Friß, so hieß er, war der beste aller Burschen. Nicht, daß er schön gewesen wäre, nein, beileibe nicht, aber er war goldeswert.

Also Friß war seines Zeichens Konditor und hatte da gar manchen windigen Streich begangen und so hieß es denn: er muß fort. Weg, weit weg sollte er und so packte er denn eines Tages sein Bündel und lenkte seine Schritte gen Petersburg.

Dort blieb er und arbeitete mit Fleiß, verdiente ein schönes Stück Geld und sparte es.

Friß hatte bei einem der thüringischen Regimenter gebient, sprach so ein wenig sächsisch und dachte oft mit Sehnsucht an seine Rekruten- und die darauffolgende Burschenzeit bei seinem Leutnant zurück.

Da erscholl plötzlich vom Westen her die Kriegstrompete. Dem gallischen Hahn war der Ramm gewaltig geschwollen und so gedachte er mit seinen Sporen den preussischen Adler gehörig zu bearbeiten.

Friß, das kaum hörend, packte also sein Bündel und zog gen Westen dem teuren Vaterlande zu.

Er setzte es durch, bei seinem alten Leutnant wieder Bursche zu werden, und machte in Ehren den Krieg mit.

Beide „wir“, wie Friß immer sagte, sind gut davon gekommen, nur seinem Leutnant hatten die Malesizfranzosen da bei Le Mans einen Finger abgeschossen; das aber hinderte den jungen, forschenden Offizier nicht, sich schleunigst nach dem Kriege zu verloben und nun kam der schreckliche Teil, Friß mußte es noch erleben, daß sein Leutnant heiratete.

Da stand er nun am ersten Morgen mit Minna, dem jungen, fischen Stubenmädchen vor der Tür und kraute sich verlegen hinter den Ohren.

Sollte er nun die Dienstfachen, wie in früherer Zeit, hineinragen, den Herrn Leutnant sanft schüttelnd wecken, oder war nun Minna diejenige, welche?

„Na, was gibt es denn da draußen so zu reden? Wer ist da?“ hörte man eine Männerstimme jenseits der Tür rufen.

„Ich bin's, Herr Leutnant,“ gab Fritz zur Antwort und nahm, wenn auch durch eine Tür von seinem Bräutigam getrennt, eine stramme Haltung an, worüber nun Minna das Lachen bekam.

Einige unterdrückte Flüche jenseits, dann erscholl das Wort:

„Kaffee!“

Beide eilten davon und machten fein säuberlich das Kaffeetischchen fertig. Dann marschierten sie an; Minna voraus, denn Fritz hatte Lebensart und gelernt zu den Damen zu sagen: Nach Ihnen.

Also nun standen sie vor der Türe.

„Herein,“ rief eine tiefe Männerstimme und Minna überschritt mit dem Kaffeefervice die Schwelle. Fritz, der in der einen Hand das Tablet mit dem Kuchen hielt, und über den anderen Arm die Reithosen und in der Hand die hohen, gespornten Stulpenstiefel trug, kam aber nicht weiter wie einen Schritt in das Heiligtum. Da schrie sein Leutnant:

„Bist du verrückt, Fritz, willst du hinaus, du Naseweis!“

Fritz, der sonst nicht so leicht sich aus der Fassung bringen ließ, sperrte den Mund auf — und ließ dann vor Schreck, Kuchen, Hosen, Stiefel u. s. w. fallen und stürzte wie von Furien gehebt hinaus.

Als Minna in die Küche kam, da sah der arme Kerl in sich gesunken auf einem Schemel und dachte über, ach, die so veränderliche Welt nach.

Früher, da war er derjenige, der nur zu seinem Leutnant hineingehen durfte, nicht einmal die alte Haushälterin der Frau Generalin, der Mutter des Herrn Leutnant, wo er wohnte, hatte es wagen dürfen, den Herrn Leutnant zu wecken. Und jetzt? Da ging nun so ein dummes Ding, wie die Minna, er begann sie jetzt zornfunkelnden Auges anzusehen, hinein! Wie sie so frech dasaß, natürlich nur nach seiner Ansicht, in Wirklichkeit war sie die Bescheidenheit selbst, aber Eifersucht macht blind, und Fritz war eifersüchtig!

Erst gegen Abend kam seine gute Laune wieder, als er eine Aussprache mit seinem Leutnant gehabt hatte. Das heißt diese Aussprache war keine einseitige gewesen, so daß der Herr Leutnant nur gewettert und geflucht hätte, nein, Fritz hatte das Gespräch auf den heißen Punkt gebracht und zwar zu einer Zeit, wo der Herr Leutnant am zugänglichsten war, nämlich beim Puzen des Pferdes, denn der Herr Leutnant war Adjutant geworden und liebte seinen Fuchs sehr.

„So, also du findest, ich tue dir unrecht, Fritz,“ sagte der Herr Leutnant, nachdem der brave Bursche in bewegten Worten geschildert hatte, wie er sich nun so zurückgesetzt fühlte; „ja, aber, Kerl, begreife doch, das geht doch jetzt nicht mehr und — — —“ na den Rest konnte nur Fritz verstehen. Jedenfalls war das Resultat ein günstiges, denn Fritz fing beim Striegeln der Stute wieder an zu pfeifen, wie früher.

Einige Tage waren nach dieser ersten Geschichte ins Land gegangen, der brave Bursche servierte bei Tisch und fand nun, daß alles wieder in Ordnung war.

„Fritz, wir müssen heute Abend zwei Theaterbillets haben, gute Plätze in der ersten Reihe,“ sagte der Leutnant bei Tisch.

„Ja wohl, Herr Leutnant, aber da muß ich sofort gehen. Bis 3 Uhr ist nur Vorverkauf und jetzt ist es schon gleich 2 Uhr. Um 2 Uhr wird geöffnet und wenn ich so spät komme, nu dann muß ich ganz aus Ende von dem langen Schwanz.“

„Schon gut, schon gut,“ meinte der Leutnant schnell, „hier ist Geld, nun troll dich und besorge die Billets, Minna kann weiter servieren!“

Fritz zuckte beim Namen Minna ein wenig zusammen, aber sein Gesicht bekam anstatt in eifersüchtigem Rot zu erscheinen, einen seltsam-verklärten Ausdruck und er spitzte ein wenig den breiten roten Mund, aus dem zu Zeiten, wenn er sich vergaß, ein echtes thüringisches „Ach, Herjeses“ hervorprudelte, dann verschwand er und war bald auf dem Wege zu dem Lusttempel der Haupt- und Residenzstadt des kleinen Staates.

Mit tiefem Gesicht erschien er auf dem Kampfplatze, denn das sah er sofort beim Betreten des Theater-

platzes mit Reinerblick, daß es hier zu einer blutigen Schlacht kommen mußte. Er überlegte noch, sollte er nun einfach „drängeln“ oder einen geistigen Sieg erringen, jedenfalls „stegen“ mußte er.

Also ging er ruhig einmal die queubildende Menge ab, um zu rekonnozzieren.

Ah, da stand ja der Husar von dem Ordennanz-offizier des einen Prinzen. Der will sicher auch auf der ersten Reihe sitzen, dachte Fritz, also das ist schon ein Konkurrent.

„Na, Fritz,“ sie kannten ihn nämlich schon alle von früher her und fürchteten ihn zum Teil, „willst wohl auch noch 'nen Platz so ganz vorne,“ fragte lachend der Husar. „Aber dat sag' ich dir, drängeln is nich!“

„Nee, bei dir drängelse ich mir och janich vorbei, dir kriecher ich durch deine krummen Beene und du merkst nisch,“ antwortete Fritz phlegmatisch, hatte aber sofort die Lacher auf seiner Seite. „Hm,“ das war ein kleiner Vorpostensieg, philosophierte Fritz, und schlenderte wieder nach hinten. Alle schienen beruhigt zu sein und warteten. Da gingen die Türen zur Theaterkasse auf und es kam Bewegung in die Menge.

Langsam schob alles näher. Ein, zwei drei Leute gingen strahlend mit ihren Billets davon.

Plötzlich fing Fritz an, in der Luft herumzuschmeppern und meinte, als sich einige besorgt umfahen:

„'s scheint mir was zu brennen!“

Eine allgemeine Bewegung entstand. Fritz hielt seine beiden Taler — denn jedes Billet kostete einen harten Taler — krampfhaft fest und schrie plötzlich zu einer Dame:

„Fräulein, Fräulein, Ihr Kleid brennt!“

Wie der Wind zerfloh der lange Heerwurm wartender Billettkäufer.

Fritz vor an die Kasse, zwei Billets erste Reihe Balkon fordern, die Taler hinwerfen und die Billets nehmen war eins. Dann raus aus dem Theater und ehe sich die anderen von ihrem Schrecken erholt hatten, war er schon um die nächste Ecke verschwunden.

Viele Diebesbezeichnungen sollen nicht hinter ihm dreingeschollen haben!

Am Abend saß der Herr Leutnant mit seiner jungen Gattin auf der ersten Reihe, und der Brotherr des krummbeinigen Husaren mußte sich mit einem Platze auf der zweiten Reihe begnügen. — — —

Wie schon erwähnt, hatte Fritz Lebensart und wußte stets Rat zu schaffen, so auch heute.

Wenn nämlich in solch einer kleinen Residenzstadt Dinners gegeben werden und es fallen von zwei verschiedenen Seiten solche Feste auf einen Tag, so ist das bei der kleinen Gesellschaft in solch einem Nest unter Umständen sehr schlimm.

Der Herr Leutnant wollte also sein erstes Fest geben. Die Einladungen waren ergangen und so etwa die Hälfte der Geladenen erschienen bei Leutnants, die andere ging zu dem Kammerherrn Baron So und So.

Fritz half fleißig beim Decken der Tafel, und als alles zur Zufriedenheit beendet war, zog sich der Herr Leutnant, der selbst die Tischkarten geschrieben hatte, zurück, um sich in seine „Galaskluft“ zu werfen, wie Fritz die erste Garnitur mit Epaulettes und Orden bezeichnete.

Als der Herr Leutnant eben zur Tür hinausging, wandte er sich noch einmal auf der Schwelle um und sagte: „Fritz, wenn das Eis vom Konditor kommt, so stelle es in die Badekammer, in die Badewanne, wo auch der Sekt auf Eis liegt!“ Damit ging er.

Himmel! — Fritz hatte ja beim Konditor kein Eis bestellt, er hatte es reinweg vergessen, neulich als er hinwollte, es bestellen, da hatte er Minna mit dem Marktkorbe getroffen und galant, wie er stets war, hatte er der Schönen den Korb abgenommen und ihr beim Einkaufen geholfen. Dann war es höchste Zeit gewesen, zur Reiterbahn zu gehen, um die Stute abzuholen, die der Herr Leutnant jetzt wegen des hartgefrorenen Bodens nicht draußen ritt. Was nun?

Also zum Konditor, entschied sich Fritz kurz, warf sich draußen in seinen Wassenrock, setzte die silberbetreftene Dienermütze auf und merkte garnicht, als er losging, daß er unten herum schon Diener war: Sammethosen mit langen Kniestrümpfen und Schnallenschuhen anhatte. In dem Aufzuge ging er ab unter lautem Lachen von Minna

und der Köchin, ohne zu ahnen, daß die beiden „kirchlichen Weiber,“ wie er sie heimlich ob des Lachens nannte, sich über sein allerdings höchst merkwürdiges Kostüm amüsierten.

Noch ratlos, wie er den Fehler gut machen könnte, wanderte er den kleinen Berg von der Villa zur Stadt hinab. Wutschnaubend ging er an den hellglühenden Fenstern des Kammerherrn vorüber.

Der hat gut lachen, dachte Frihe, als er vom Tore her die Stimme des Dieners hörte, der kriegte sicher Eis! Frihe ging weiter. Da, was war das? Er fühlte sich lebhaft in seine Lehrlingszeit zurückversetzt. Beim Scheine der Oellampen — damals kannte man kaum Gas, geschweige denn elektrisches Licht — erschien vor ihm im weißen Gewande mit langer Konditorschürze, der Lehrling des Konditors.

„Bengel, wo bleibst du denn so lange? Die Sachen sind doch auf einhalbacht Uhr und nicht auf acht Uhr bestellt, und nun schleichst du noch wie eine Schnecke daher. Also her mit den Sachen und mache, daß du nach Hause kommst und sage deinem Meister, daß der Herr Baron — der Herr Leutnant war nämlich einer mit „von“ und wurde manchmal zu seinem großen Aerger von einzelnen sehr devoten Bürgern mit „Herr Baron“ angeredet — „sehr böse sei und in Zukunft wo anders bestellen wird, so nun troll dich ab!“

Der weißbeschrzte Junge gab in seiner Herzensangst schleunigst Fersengeld, als er den schweren Korb von seinem Kopfe heruntergehoben hatte und war froh, nicht den steilen Berg mit der Last hinaufsteigen zu müssen.

Gewandt schwang Frihe den Korb auf seinen Kopf und fühlte sich ordentlich wieder als Konditor, wie er so in die Villa eintrat.

Als er eben in dem herrlichen Aufzuge, man denke noch an sein höchst komisches Kostüm, durch den Korridor in das Badezimmer schlüpfen wollte, ging die Tür vom Salon auf und vor ihm stand „die Gnädige“. Stumm und starr standen sich beide gegenüber, dann mußte die junge Frau herzhaft lachen und rief den Gatten hinzu, der laut schreiend vor Vergnügen bei diesem Anblick in einen Sessel sank.

Das Diner war fast zu Ende. Das Eis sollte eben gereicht werden, da hörte man drin im Zimmer ein Durcheinander von Stimmen, wie „das ist unser Eis,“ und dann Frihe „mache nur, daß du rauskommst, sonst könnte ich dir Weine machen!“ kurz nach einigen Augenblicken erschien er triumphierend im Speisesaal und servierte „sein selbstgeholtes Eis.“

Als die letzten Gäste gegangen waren, fragte Frihes Leutnant:

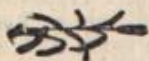
„Was war denn das für ein Värm, ehe du mit dem Eis hereinkamst?“

Frihe trat verlegen von einem Fuß auf den anderen, am unangenehmsten war ihm, daß Minna so frech daneben stand, und gestand dem Herrn Leutnant, daß er vergessen hatte, das Eis zu bestellen; dann, daß ihm der Konditorjunge so wie gerufen in die Quere gelaufen sei, und da habe er ihm einfach das Eis abgenommen, das der Junge ihm auch sofort gegeben habe.

„Herr Leutnant, Kammerherrns konnten ihr Eis,“ — denn für die war das entführte Konditorzeug bestimmt gewesen — „schon verschmerzen, aber „wir“ durften uns doch bei „unserer“ ersten Gesellschaft nicht blamieren. — Der freche Diener vom Varm kam nämlich und forderte „sein“ Eis, ich habe es ihm aber —“

„Na, nun geh schlafen, Frihe,“ unterbrach ihn sein Leutnant.

„Ein Malefizkerl, der Frihe, so war er auch im Feldzuge: immer vornean und auch mit dem Mundwerk!“



Wer sich nicht stören vertritt, entfernt sich mehr vom Ziel, als wer mit trunkenem Haupte nach Hause taumelt.

Stimmen wir nicht darüber, daß uns das Leben im Alter werter wird, als es uns in der Jugend gewesen — der letzte Aufzug eines Stüdes interessiert uns ja immer am meisten.



Rh.-Westf. Handels-Lehranstalt

Rheinstr.
103.



1. Etage.

Mittwoch, den 11. ds. Mts.:

Beginn neuer Schönschreib-Kurse
in Kaut., Beamt., Kopf- und Handschrift,
in Tag- und Abendstunden, nach meiner in ganz Deutschland,
sowie im Auslande bekannten und eingeführten Methode unter
Garantie des Erfolges. Alle Kurse haben unbegrenzte
Stundenzahl.

Schreiberfolg.

Whinn D'ysoff's
Not. d. Vervielf.
und Schönschreib
System

Dieses ist
mein Schrift nach
Lehrb. d. Schönschreib.

Das Original obiger Schrift, sowie andere Schreiberfolge von
hiesigen Schülern liegen in meinem Bureau Interessenten zur
Einsicht offen.

Für Schüler, Schülerinnen u. Lehrlinge ermäßigte Preise.

**Der Unterricht an Damen steht unter per-
sönlicher Leitung von Frau E. Schreiber,**
langjährige Handels- und Schreiblehrerin,

Unterricht in Buchführung (einf., dopp., amerit.) Wechsel-
lehre. Correspondenz (deutsche, franz., engl., italien.). Rechnen.
(Kaufm.). Contorab. Stenogr. (Gabelberg.), Maschinenschreib. u.
Nach dem Kursus Vermittlung von Stellung.

Auf Wunsch Privat-Unterricht.

7561

Die Direction.

Akademische Zuschneide-Schule

von Fr. J. Steln, Bahnhofstraße 6, St. 2,
im Adrian'schen Hause.

Erste, älteste u. preisv. Fachschule am Plage f. d. sämtl.
Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. u. Pariser Schnitt.
Leicht fast Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f.
Schneiderinnen u. Directr. Schül. Aufn. tägl. Cost. w. zugeschn. und
eingesetzt. Taillemust. incl. Futter u. Anpr. 1.25, Rodsch 75 Pf.
bis 1 Mk. Büsten Verkauf in Stoff u. Pack zu den bill. Preisen. 7079

Zuschneide-Akademie

von Margarethe Becker, Manegasse 15, 1.
(Ausgebildet auf der großen Schneid.-Akademie, Berlin).
Nur weill. sachgem. alad. Unterricht im Musterzeichnen, Zu-
schneiden u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-Garderoben.
Tüchtige Ausbildung zu Directricen und selbstständigen
Schneiderinnen, sowie einfache Kurse zum Hausgebrauch. —
Schnittmuster nach Maß für sämtl. Damen- und Kinder-
garderoben. — Prospekte gratis und franto! 7427

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei u. Putz.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und
Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und
sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme
an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadellos werden. Sehr
leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche
Schülerinnen nachgewiesen werden. 5656

Putz-Kursus

zur gründlichen Ausbildung. Material gratis. Sprechstunden
von 9—12 und von 3—6. Anmeldungen nimmt entgegen

Marie Wehrbein, Neugasse 11, 2. St.